

# Flucht in die Wirklichkeit

## Zu Mehrsprachigkeiten in Ilija Trojanows

### *Der Weltensammler*

Naser Šečerović (University of Sarajevo)  
ORCID ID: 0009-0001-9796-6842

#### *Abstract Deutsch:*

Ilija Trojanows Werk stellt eine Absage an die Einsprachigkeit dar. Mehrsprachigkeit im weitesten Sinne bildet die Grundlage seiner Poetik und seines Schreibens. Sie wird in den Essays reflektiert und durchzieht zugleich alle Ebenen seiner Romane, allen voran des Romans *Der Weltensammler*. Die Einsprachigkeit erweist sich bei ihm stets als ein aufgezungenes Konstrukt. Im Kontext der Mehrsprachigkeit werden so stets Fragen der Macht, des Fremdseins, der Fruchtbarkeit des Unverständlichen mitverhandelt. Zudem erweist sich die Mehrsprachigkeit als konstituierend für die Form des *Weltensammlers*.

*Schlüsselwörter:* Mehrsprachigkeit, Fremde, Poetik, Francis Burton, Michail Bachtin, Ilija Trojanow

#### **Escape into Reality. On multilingualisms in Ilija Trojanow's *The Collector of Worlds***

#### *Abstract English:*

The work of Ilija Trojanow is a rejection of monolingualism. Multilingualism in the broadest sense forms the basis of his poetics and writing. It is reflected in the essays and at the same time pervades all aspects of his novels, especially *The Collector of Worlds*. Monolingualism always proves to be an imposed construct in his work. In the context of multilingualism, questions of power, foreignness and the fertility of the incomprehensible are always negotiated. Furthermore, multilingualism proves to be constitutive for the form of *The Collector of Worlds*.

*Keywords:* Multilingualism, foreignness, poetics, Francis Burton, Mikhail Bakhtin, Ilija Trojanow

## Einleitung

Ich bin schon drei Tage an diesem Ort und wirklich enttäuscht. Kein Mann getötet, kein Kerl gefoltert. Das im Blut treibende Kanu ist der Mythos aller Mythen. [...] Habe keinem einzigen Aufschlitzen bisher beiwohnen können. In Benin *au moins* haben sie einen Burschen zu Ehren meiner Ankunft gekreuzigt – hier nichts! Und dies soll das blutgetränkte Land von Dahome sein!<sup>1</sup>

Sir Richard Francis Burton, der berühmt-berüchtigte britische Offizier, Abenteurer, Spion, Übersetzer aus dem 19. Jahrhundert, hatte, zumindest diesem kurzen Briefausschnitt zufolge, einen ausgeprägten Sinn für die realitätsstiftende Macht der Sprache und des Erzählens. Das historische Vorbild des Protagonisten von Ilija Trojanows 2006 erschienenem Roman *Der Weltensammler* setzt in diesem Brief die gängigen europäischen Vorstellungen von der Westküste Afrikas, die zu seiner Zeit im Umlauf waren, beißendem Spott aus. Die scharfe Ironie, mit welcher Burton zeitgenössische Afrika-Bilder bloßstellt, bezeugt die radikale Subversivität eines Denkens, das vor den eigenen Projektionen nicht haltmacht, sondern diese zu entlarven bestrebt ist. Bedenkt man, in welchem Maße die vorwiegend im 19. Jahrhundert geformten Paradigmen im Umgang mit dem Fremden und dem Anderen, die Burton hier aufnimmt, auch unsere gegenwärtigen Vorstellungen von der Fremde prägen, erscheint seine Kritik desto bemerkenswerter. Es verwundert daher nicht, dass Burtons Ansichten bei seinen Zeitgenossen vor allem auf Unverständnis stießen und er, wie er selber schreibt, „in diesen unseren modernen Tagen als Clown in einer großen Pantomime engagiert“ (ebd. 14) ist. Wohl auch deshalb wurde er lange Zeit vornehmlich übergangen und mit Verachtung gestraft. Der historische Burton spricht einen Umstand an, den Trojanow auch für seinen Roman fruchtbar macht, die Tatsache nämlich, dass die Wirklichkeit sich nicht unbedingt an Erzählungen von der Fremde ausrichtete, die unter angehenden Offizieren und Reisenden im damaligen Afrika im Umlauf waren. Der einsprachigen Erzählung stellt sich die mehrsprachige Wirklichkeit entgegen. Das spannungsgeladene Verhältnis zwischen einsprachiger Fiktion und mehrsprachiger Realität ist grundlegend sowohl für den Ausschnitt aus Burtons Brief als auch für Trojanows *Weltensammler*. Im Vordergrund steht die Frage, ob die Wirklichkeit sich durch Sprache erfassen lässt, inwiefern

1 Aus einem Brief Sir Francis Burtons an Monckton Miles. Zit. n. Trojanow 2007, S. 12.

sie durch die Sprache erst hergestellt wird bzw. in welchem Ausmaß die Sprache den Zugang zur Wirklichkeit sogar versperrt. Insofern bietet *Der Weltensammler* eine umfassende Auseinandersetzung mit den Grundlagen von Literatur als solcher, vor allem mit ihrem zwar oftmals missverstandenen, dennoch sich jahrtausendlang beharrlich behauptenden mimetischen Abbildungspotenzial.

Die eingangs zitierten Bedenken Burtons im Hinblick auf Abenteueransichten von englischen Offizieren in kolonialisierten Gebieten teilt auch sein fiktionales Pendant in Trojanows Roman. Die Abenteuerlust nicht nur Burtons, sondern so manch eines Reisenden und Offiziers dürfte jedoch angesichts des oftmals langweiligen und trostlosen Alltags in der Fremde eine Dämpfung erfahren haben. Den Helden von Trojanows Roman haben auch ehrgeizige Pläne und hochfliegende Erwartungen zur Flucht aus England nach Indien getrieben: „Kein halbes Jahr war es her, da war er von Greenwich aus aufgebrochen, in der Erwartung, aus dem Krämeralltag in das Reich famoser Heldentaten und zügiger Aufstiege überzusetzen, Ruhm und Ehre anzulaufen.“<sup>2</sup> Die prosaische Wirklichkeit Indiens zeigt sich indes von Burtons Plänen unbeeindruckt: „Die Sicherheitslage im Umkreis dieses Außenpostens gab zu keiner Sorge Anlaß, die Einheimischen verhielten sich ruhig, die letzten Verluste lagen schon Jahre zurück“ (WS 46f.), und „Afghanistan war anderswo und bereits befriedet“ (WS 48). Heldentaten fanden und finden wohl in Indien nicht statt, denn anderswo kommandierten „Männer seines Alters [...] dreitausend Sikhs, eroberten Länder für Ihre Majestät, die größer waren als Irland“ (WS 47). Dem zu spät gekommenen Burton scheinen solche heldischen Taten verwehrt zu sein. Statt sich mit Ruhm und Ehre zu bekleckern, bringt er nun tagein, tagaus „einer miserabel motivierten Truppe das Alphabet des Exerzierens bei“ (WS 46).

Der erdrückenden Langeweile des Alltags pflegte man als englischer Offizier daher in möglichst dicht von der Außenwelt abgeschotteten Klubs zu entkommen, einer Umgebung, in der es vor allem „gründlich heimelte“ und die „Oxford und London, auf ein weiteres, und wieder von vorne“ (WS 40) nachempfunden war. Da konnte man sich dann den „Eintopf“ bzw. „Mischklump“ (WS 39) vom Hals und aus den Augen halten, man konnte dort „von allem Fremden fern“ bleiben und unbehelligt an der „Landkarte der herrschenden Vorurteile“ (WS 23) weiterarbeiten, welche auch heutzutage die dominante Einbildungsgeographie vorwiegend prägt. Die Mehrsprachigkeit der Fremde wird gegen importierte Einsprachigkeit eingetauscht.

2 Trojanow 2006, S. 47. Nachfolgend im Haupttext unter der Sigle „WS“ zitiert.

Burton behilft sich jedoch nicht mit der sekundären Ersatzheimat des Camps. Die für ihn einzig annehmbare Fluchtmöglichkeit vor dem Stumpfsinn des Offiziersalltags sieht er, allen Vorschlägen und Empfehlungen der anderen Offiziere zum Trotz, in der Annäherung an die Fremde, welcher er sich aussetzt. Dies geschieht bei ihm in erster Linie über das Erlernen von Sprachen: „Es gab nur eine Möglichkeit, sein Leben nicht zu verplempern: Sprachen lernen. Sprachen waren Waffen. Mit ihnen würde er sich von den Fesseln der Langeweile befreien, seine Karriere anspornen, anspruchsvolleren Aufgaben entgegensehen.“ (WS 47) Seine unverhoffte Landung in einem postheroischen Zeitalter macht Burton zwar einen Strich durch die Rechnung, seine Reaktion ist jedoch für einen Offizier – nicht nur englischen und nicht nur des 19. Jahrhunderts – bemerkenswert. Sie offenbart die Anlage des Romans, der in einer konsequent aufgefassten Mehrsprachigkeit in allen ihren Ausprägungen, das ‚heldische Potenzial‘ eines postheroischen Zeitalters zu verorten bestrebt ist.<sup>3</sup>

Burton bewaffnet sich mit Hindi, Gujarati, Sanskrit und Marathi, dazu noch mit dem Arabischen und Persischen. Statt in ein Reich von Heldentaten überzusetzen, wird der historische Burton übersetzen, unter anderem das *Kamasutra* und *Tausendundeine Nacht*. Für Trojanows Burton ist Sprachenlernen Distanzüberwindung, Ablegen der Fremdheit und Entkräftung von Differenzen: „Die Distanz, die zu überwinden war, schien ihm gering. Menschen messen Differenzen so große Bedeutung bei, doch werden diese von einem Umhang weggezaubert, von dem nachgeahmten Zungenschlag verscheucht.“ (WS 72) Dazu gehören auch nonverbale Sprachcodes, wie die ordnungsgemäße Übergabe von Geld an eine Kurtisane, oder wie „die Fingernägel geschnitten werden, wie man von seiner Mutter spricht, wie man mit dem Kopf wackelt, wie man auf seinen Fersen kauert, wie man seiner Begeisterung Ausdruck verleiht“ (WS 92). Dem „grenzenlose[n] Desinteresse“ (WS 362) seiner Landsleute allem Fremden gegenüber setzt er eine gesteigerte Aufmerksamkeit entgegen, er ist „ein Schwamm, der alles aufsaugt; angespannt, voller gieriger Achtsamkeit“ (WS 336). Allerdings ist Burton kein bloßer Beobachter des Geschehens und der fremden Umgebung, er setzt sich der Fremde aus, taucht in sie ein. Er

3 Der Begriff ‚heldisch‘ steht in der Tradition von Michail Bachtins epischem Helden. Der epische Held ist nach Bachtin stets eindimensional, einsprachig, vergangenheitsfixiert, während der Roman dreidimensional, mehrsprachig und gegenwarts- sowie zukunftsorientiert ist (vgl. dazu Bachtin 1989). Insofern ist auch die Sprache im Roman stets „auf der Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Das Wort der Sprache ist ein halb fremdes Wort“ (Bachtin 1979, S. 185), der Roman infolgedessen „das ewig suchende, immer wieder sich selbst erforschende und alle seine konsolidierenden Formen revidierende Genre“ (Bachtin 1989, S. 250).

beginnt sich zu verkleiden, um die Befremdung aus dem Weg zu räumen. Dies bleibt jedoch nicht nur auf sein äußerliches Erscheinungsbild beschränkt, die bloße Verkleidung soll überwunden werden: „Er steigerte sich hinein. Bald bildete er sich ein, er könne denken, sehen, fühlen wie einer von uns. Er begann zu glauben, er verkleide sich nicht, sondern verwandle sich. Er nahm sie sehr ernst, diese Verwandlung.“ (WS 92) Eine Metamorphose ist es demnach, die Burton anstrebt, die Verwandlung aus einer Gestalt in eine andere, wodurch der Roman an eine jahrtausendealte literarische Tradition anknüpft. Burtons Metamorphose ist dabei tiefgreifend und konsequent, „mit seinem Bart, der schwarz wucherte, mit seiner Hautfarbe, die sich eindunkelte, bis er von einem Araber nicht zu unterscheiden war, mit den Gewändern, die er sich überzog, entfernte er sich von dem Aussehen, das sich die hohen Herren bestimmt wünschten“ (WS 450f.). Er entfernt sich gewissermaßen von seinem ursprünglichen Selbst.

Das metamorphotische Potenzial Burtons erstreckt sich jedoch zugleich auch auf sein Innerstes, es geht also bloß vordergründig um einen klassischen Gestaltwechsel. Es werden an Tabus rüttelnde Fragen angestoßen, die sich bei weitem nicht in Burtons äußeren Verwandlungen erschöpfen, sondern beispielsweise sein Verhältnis zum Glauben, zum Transzendentalen betreffen, was wiederum nicht nur bei seinen Landsleuten auf Ablehnung stößt, sondern auch bei seinem indischen Diener Naukaram im ersten Teil des Romans: „[E]r nahm an, in seinem Glauben genauso von einem Überwurf zum anderen wandeln zu können wie in seinem Benehmen, in seiner Kleidung, in seiner Sprache. Und als mir das klarwurde, verlor ich einen Teil meines Respektes für ihn.“ (WS 97) Hierdurch wird er nicht nur für seine Landsleute und Mitoffiziere zum Außenseiter, er wird Außenseiter an sich, „er wurde getrieben von Dschinns, die allen anderen fremd waren, Dschinns, die er keinem verständlich machen konnte“ (WS 404), heißt es dazu aus dem Mund von Sidi Mubarak Bombay im dritten Teil. Es sind somit fundamentale Fragen nach der Grenze, nach Identität, nach der Möglichkeit von Identitätssensenz(en), die im Roman aufgeworfen werden, und sie sind allesamt in der Spannung zwischen Ein- und Mehrsprachigkeit verankert.

## **Die Produktivität des Nichtverstehens**

Ilija Trojanow macht so die Mehrsprachigkeit und das Unverständliche zur Grundlage seines Weltverständnisses, was nicht nur im *Wel-*

*tensammler* zum Ausdruck kommt. Dies ist im Wesentlichen auch biographisch nachvollziehbar, denn Trojanow wurde im Alter von sechs Jahren der Mehrsprachigkeit ausgesetzt. Dies geschah in einem Flüchtlingslager nahe Triest, wo er und seine Eltern nach ihrer Flucht aus Bulgarien den ersten temporären Zufluchtsort im „Gelobten Land“<sup>44</sup> – so die ironische Bezeichnung in seinem ersten Roman *Die Welt ist groß und Rettung lauert überall* – fanden. Im Zusammenhang mit dieser frühen Erfahrung im italienischen Flüchtlingslager schreibt Trojanow im Vorwort zu seinem Essayband *Der entfesselte Globus*: „Mit sechs wurde ich ins Unverständliche geworfen.“<sup>45</sup> Sein Weg führte ihn nach einem Kurzaufenthalt in Deutschland nach Nairobi, Paris, München, Mumbai, Kapstadt und Wien. Eine wesentliche, keineswegs selbstredende Folge dieser ungewöhnlichen Biographie ist, dass Trojanow sich in mehreren, nicht nur europäischen Sprachen heimisch fühlt, die regelmäßig in seine Texte einfließen. Mehrsprachigkeit ist darüber hinaus in Trojanows Essays oftmals Gegenstand der Reflexion.

Der frühe Wurf ins Unverständliche wird von Trojanow bezeichnenderweise zum Moment der Festigung der eigenen Erinnerung erklärt: „Seit jenem Tag, an dem ich mit Mutter und Vater in ein Lager kam, in dem die vielen unverständlichen Zungen gesprochen wurden, kann ich meiner Erinnerung vertrauen“ (ebd.). Dieser Kommentar ist durchaus als ein Versuch der Selbstverortung der eigenen Poetik zu sehen, denn er entsteht, als Trojanow als Autor bereits etabliert ist. Die Welt der Mehrsprachigkeit und der daraus hervorgehenden Spannungen ist somit die Welt, in die Trojanow sein sich erinnerndes, bewusstes Ich eingebettet sehen will. Er entpuppt sich somit ironischerweise als ein Reaktionär, denn er knüpft er an die „transhistorische Normalität menschlicher Mehrsprachigkeit“<sup>46</sup> an, welche erst in jüngerer Zeit der „Obsoletheit der Einsprachigkeitsideologie“ (ebd. 36) weichen musste, die sich vor allem „in hochzentralisierten Ländern wie den Staaten Westeuropas und den Vereinigten Staaten etabliert hat“ (ebd. 37). In diesem „märchenhaften Denkmodell“ gilt Mehrsprachigkeit „als absichtliche, strategische oder auch zufällige Erweiterung des natürlichen Zustands der Einsprachigkeit“ (ebd. 36).

Das machtpolitische Potenzial der Einsprachigkeitsideologie liegt auf der Hand.<sup>7</sup> Die institutionelle Etablierung der Einsprachigkeit als

4 Trojanow 1996, S. 87.

5 Trojanow 2008, S. 7.

6 Gramling 2020, S. 37.

7 Vgl. dazu u. a. Yildiz 2012, S. 1-29.

Norm liefert klare Ausschlussmechanismen. Das Beharren auf Einsprachigkeit ist nämlich vom Gedanken der Reinsprachigkeit nicht zu trennen. Als ein Beispiel unter zahllosen, die sich keineswegs nur auf die Vergangenheit beziehen, sondern auch nicht allzu selten in der Gegenwart verortet werden können, kann der Sprachreinigungseifer der deutschen Sprachgesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts angeführt werden. Das Reinheitsdenken ist dabei stets ein Quelldenken, ein Denken von einem legitimierenden, weil vermeintlich ungetrübten, Ursprung her. Zuflüsse welcher Art auch immer sind trübend, zersetzend, störend, denn sie verschmutzen das reine Wasser der Quelle. Die Auseinandersetzung mit Mehrsprachigkeit ist demnach in jeder Hinsicht ein Fischen im Trüben.

Die Einsprachigkeitsideologie teilt so die Welt im Bachtinschen Sinne episch ein, ganz nach dem Motto: „Wo es Schmutz gibt, gibt es auch ein System.“<sup>48</sup> Eine der Folgen der Dominanz von Einsprachigkeit ist wohl auch eine gewissermaßen metaphysische Aufwertung der Muttersprache, wodurch die Vorstellung vom natürlichen Zustand der Einsprachigkeit eine zusätzliche emotionale Aufladung erhält. Die Verklärung der Muttersprache ist eine Folge der Annahme ihrer absoluten Vorgegebenheit, wir glauben nämlich, so Douglas, „daß wir unsere Muttersprache passiv empfangen haben, und übersehen dabei unseren Beitrag zu den Veränderungen, die sie im Laufe unseres Lebens durchmacht“ (ebd. 16). Mit der Festigung der Muttersprache geht eine Festigung der mit ihr empfangenen Werte einher, denn „Betrachtungen über Schmutz“, d. h. über das, was nicht dazu gehört, „schließen Betrachtungen über die Beziehung zwischen Ordnung und Unordnung ein, zwischen Sein und Nichtsein, Gestaltetem und Ungestaltetem, Leben und Tod“ (ebd. 17).

Mit seiner betonten Etablierung der Mehrsprachigkeit als Grundlage der Erinnerung und des Denkens rüttelt Trojanow daher an tabuisierten Selbstverständlichkeiten. Dies bedeutet den betonten und bewusst vollzogenen Verzicht auf vordergründig einsprachige Verstehbarkeit und Sicherheit der Muttersprache sowie auf alles, was damit einhergeht. Die Entkopplung von Einsprachigkeit als Grundlage des Denkens wirft ein entscheidendes Licht sowohl auf Trojanows Kulturauffassung als auch auf seine Auffassung der eigenen Poetik. Es handelt sich nämlich um die Ablehnung des von einem Zentrum her gedachten, da auf einer dominanten, einheitsstiftenden Sprache basierenden Kulturkonzepts. Es sind die vermeintlichen – nicht nur geo-

8 Douglas 1985, S. 52f.

graphisch gedachten – Ränder, die im Fokus von Trojanows Interesse stehen. Nicht zufällig bildet daher das Motiv des Reisens die Grundlage des Sujets fast aller seiner Romane.

Das Potenzial des Unverständlichen wird von Trojanow stets betont, so auch in *Nach der Flucht*: „Er fühlte sich wohl in der Unverständlichkeit. Auf Reisen beglückte ihn ein Bus voll fremder Laute. Zu Hause nutzte er das Internetradio, um sich dem auszusetzen, was er nicht begreifen kann. Eine gemalte japanische Speisekarte gemahnt ihn, die Rätsel zu sehen, bevor er das Land verbrennt mit dem Abdruck seiner Füße.“<sup>9</sup> Die Unverständlichkeit und das Unbegreifliche schärfen die Sinne, sie öffnen die Ohren und die Augen und ermöglichen eine unmittelbare Wahrnehmung, die sich vom bereits Gewussten nicht überblenden lässt. Das Nichtverstehen wird als die notwendige Bedingung des Verstehenkönnens aufgefasst und in den Erkenntnisvorgang integriert, denn es bedeutet eine Öffnung zum Nichtverstandenen sowie zur Rätselhaftigkeit der Welt hin. Zugleich lässt sich Fremdsprachiges oftmals bereits aus dem Kontext erschließen, durch seine bloße Präsenz und die Anbindung an bekannte Muster. Als ein Beispiel unter vielen kann man eine Stelle aus dem *Weltensammler* anführen: „Wir beteten zu Bilal, denn Bilal galt uns als der erste und mächtigste Ahne. – Das ist Shirk! – Ach, Baba Quddus, was ist schon Shirk und was nicht, was war von Anfang an wahr und was bleibt für alle Zeiten wahr?“ (WS 334)

Die Gegenfolie zu dieser Art der produktiven, erkenntnisfördernden Unverständlichkeit im Kontext von Mehrsprachigkeit sieht Trojanow in der sprachlichen Produktion von Leerstellen, die fremdsprachlich besetzt werden. Ausgehend von einer Werbung, in der das Wort „Dschibuti“ verwendet wird, geht Trojanow auf die häufigen Fälle von sprachlicher Produktion von Leere ein, die als Projektionsfläche für eigene unverrückbare Vorstellungen zu dienen hat:

Dschibuti ist einfach ein schönklingender Lückenbüßer in der eigenen Phantasie; ein Signifikant für eine bedrohliche Fremde – undurchschaubar, unberechenbar und auf jeden Fall ganz weit weg. [...] Dschibuti wird benutzt wie früher Timbuktu. Es verweist auf etwas, das man nicht näher kennenlernen möchte, auf all das, was jenseits der zivilisierten Welt liegt.<sup>10</sup>

9 Trojanow 2017, S. 100.

10 Trojanow 2008, S. 59.

Jenseits des Nichtverstehens, das als notwendige Bedingung des Verstehens betrachtet und als Teil einer Verstehensstrategie aktiv herbeigeführt werden muss, gibt es die Indifferenz als das erkenntnishindernde Nichtverstehen, das sich seiner selbst nicht bewusst geworden ist. Die Rätselhaftigkeit des Fremden verbleibt in diesem Fall hinter der Oberfläche der eigenen Vorstellungen, die jeglichem Erkennen im Wege stehen.

Die konkrete Erfahrung des Fremden schafft jedoch keine Aufhebung der Indifferenz, ganz im Gegensatz, wie im *Weltensammler* dargelegt wird. Mehrfach wird dort die werte- und wertungsbehaftete Produktion sprachlicher Projektionsflächen thematisiert. Die sprachliche Verfestigung setzt bei diesem Prozess die Erfahrung außer Kraft und schottet ab, indem sie die fremde Umgebung den in ihr enthaltenen Vorstellungen von ihr angleichen. Die „Landkarte der herrschenden Vorurteile“ (WS 23) wird so von den englischen Offizieren über das ihnen Unbekannte gestülpt, eine Auseinandersetzung somit verhindert: „Sie hatten ausgiebig vermessen und waren sich nun sicher, welche Worte Indien gerecht wurden. Das Klima: ‚fatal‘, die Bediensteten: ‚beschränkt‘, die Straßen: ‚septisch‘, und die indischen Frauen: alles zugleich [...] am besten Sie halten sich von allem Fremden fern!“ (WS 23) Die englischen Offiziere impfen so über die sprachliche Erzeugung von „Schmutz“ im Sinne von Mary Douglas der neuen Umgebung „eine neue, positive Ordnung“<sup>11</sup> ein und verschließen sich der Fremde. Die dogmatische Sezierung der Welt durch Sprache entfaltet sich hier in ihrer vollen Wucht.

Mehrsprachigkeit schafft da Abhilfe, wie eine weitere Stelle aus *Nach der Flucht* zeigt, die zudem vor Augen führt, wie eng Trojanows Literaturauffassung mit Mehrsprachigkeit verknüpft ist. Dort heißt es:

Die Vielfalt der Sprachen ist an sich schon Poesie. So wie die Vielfalt des Glaubens an sich schon göttlich ist (vielleicht ist diese Vielfalt der einzig mögliche Gottesbeweis). Wenn die eigenen Ahnen verstummt sind, bleibt die Wahl der spirituellen Vorfahren einem selbst überlassen. Auf den Fresken des Palo-Monte-Kults prangen Lehrer wie Buddha und Propheten wie Mohammed neben schwarzen Jungfrauen und afrikanischen Schutzgeistern. Jeder, der erwählt wird, kann angerufen werden. Freie Götterwahl.<sup>12</sup>

11 Douglas 1985, S. 13.

12 Trojanow 2017, S. 99.

In der Zusammenführung von Sprachvielfalt und Poesie wird der Mehrsprachigkeit als solcher ein poetischer Wert zugesprochen, gewissermaßen eine sich der Sprache entziehende bzw. über die Sprache hinausgehende Wirkung, die Trojanow in allen seinen Texten fruchtbar zu machen versucht. Durch die Anbindung an die freie Götterwahl wird zudem der so verstandenen, in der Vielsprachigkeit begründeten Poesie eine metaphysische Bedeutsamkeit zugesprochen, die zugleich mit Prozessen der Entdogmatisierung gleichgesetzt wird. Auffällig ist Trojanows Streben nach einer Durchdringung aller werterelevanten Bereiche mit Mehrsprachigkeit. Die „Monsunströme an fremdsprachlichem Originalton“, die Trojanow laut Alexander Honold „auf seine Leser herabregnen [läßt]“,<sup>13</sup> zeigen: „Trojanow macht ernst mit der Fremdheit der anderen Sprachen“ (ebd. 102). Nicht nur Muttersprache und Heimat, die Ursprungsmetaphern schlechthin, werden für die Erinnerung als nichtexistent, bestenfalls zweitrangig abgetan, auch die religiös-dogmatische Eindeutigkeit wird zugunsten der Vielfalt abgelehnt. Gerade in der religiösen Vielfalt sieht Trojanow die Essenz des Glaubens.

Ein solcher Umgang mit Sprache bewirkt eine fortwährende Selbstreflexion und ist als ein stetiger Prozess der Hinterfragung von Grenzen aufzufassen, im vollen Bewusstsein dessen, „dass die Sprache auch uns hinterfragt“.<sup>14</sup> Selbstverständlich geht es dabei auch, wie bereits festgestellt wurde, um „Entautomatisierung von Wahrnehmung [...], um Verfremdung, um die Schaffung von ‚Poetizität‘, etwa durch wörtliche Übersetzungen, und nicht zuletzt um die Generierung von Fremdheit selbst.“<sup>15</sup> Sprache wird somit in der Verwendung zum Thema ihrer selbst, sie schiebt sich in den Vordergrund und verselbständigt sich, sie ist stets präsent, gerät nie zur Selbstverständlichkeit und bleibt stets unkonsumierbar. Der Umgang mit der Sprache ist ein Reflektieren in der und durch die Anwendung, weil sie sich keinem sprachlichen Kanon unterwirft und nicht zur Selbstverständlichkeit gerät. Sprache wird dadurch zur „reinsten[n] Sprachalchemie, beschworen mit unkanonischen Mantras der Hybridität“,<sup>16</sup> wie er an einer Stelle im Zusammenhang mit dem Werk des indischen Autors Goovinda Vishnodas Desani hervorhebt. Der Hinweis auf Sprachalchemie und Hybridität der Sprache lässt sich vor allem im Kontext der alchemistischen Sympathie- und Signaturenlehre einordnen, die auf der Vorstellung beruhen,

13 Honold 2007, S. 99.

14 Trojanow 2018, S. 15.

15 Holdenried 2014, S. 12.

16 Trojanow 2008, S. 94.

dass Ähnlichkeiten der äußeren Form von ganz unterschiedlichen Objekten auf eine „innere“ Verwandtschaft, eine okkulte Beziehung, hinweisen. Im magischen Denken gibt es *keinen Zufall*. Jedes Ereignis, jedes Geschöpf, jedes Ding steht in einem verborgenen Kontext mit anderen Wesen oder Objekten und trägt eine Botschaft in sich, die man allerdings zu lesen verstehen muss.<sup>17</sup>

Das alchemistische Beharren auf Verwandtschaft wird im *Welten-sammler* ausdrücklich als Burtons Vorgehensweise in der Auseinandersetzung mit dem Fremden betont: „Ich durchschaue dich. Deinen Trick. Du übertreibst die Gemeinsamkeiten und verschleierst die Unterschiede.“ (WS 178) Es ist eine auf den Kopf gedrehte Selbstverständlichkeit, die hier ihren Ausdruck findet.

Trojanow führt jedoch das magisch-alchemistische Potenzial der Sprache ganz nüchtern und mit einem Augenzwinkern begleitet auf die historische Entwicklung eines Wortes zurück, auf seine Etymologie, in der das Fluide und Hybride eines Wortes seinen Ursprung hat. Der Brahmane Upanitsche, Burtons Sprachlehrer, der ihm auch Erkenntnisse über die indische Kultur sowie den Hinduismus vermittelt, klärt seinen Schüler an einer Stelle über die Etymologie des Wortes „Elefant“ auf:

Sie mögen ungewöhnliche Wörter? Sie müssen Sanskrit lernen. Die Welt ist erschaffen aus den einzelnen Silben dieser Sprache. Alles stammt von Sanskrit ab, nehmen sie das Wort Elefant, auf Sanskrit Pilu, wo besteht denn die Ähnlichkeit, werden Sie fragen, folgen Sie mir, nach Iran, dort wurde daraus Pil, weil die Perser kurze Endvokale ignorierten; im Arabischen wurde aus dem Pil ein Fil, denn das Arabische kennt kein P, wie sie bestimmt wissen, und die Griechen, die hängten gerne -as an alle arabischen Begriffe, gekoppelt mit einer Konsonantenverschiebung haben wir schon ein elephas, und von dem ist es nur ein etymologischer Katzensprung zum Elefanten, wie Sie ihn kennen. Ich sehe, wir werden uns vergnügen. (WS 54)

Mit dieser etymologischen Übung, die wie eine linguistische Selbstverständlichkeit anmutet, wird das Wort aus seiner Gegenwärtigkeit gelöst und in seiner historischen Tiefe geöffnet. Die Aufmerksamkeit wird auf das Verborgene und Verbindende gerichtet, das in der Sprache unerkannt und oftmals unerkennbar mitschwingt. Die Auf-

<sup>17</sup> Priesner 2022, S. 15.

klärung der Herkunft eines Wortes führt somit gleichsam zu dessen Verrätselung. Sie ist einer – im Grunde auch magischen – Bemächtigung der Welt durch eindeutige Namensvergebung, die im dritten Teil des Romans Burtons Reisegefährte, der leidenschaftliche Jäger Speke leistet, diametral entgegengesetzt. Eine linguistische Übung gibt so paradoxerweise das magische Potenzial der Sprache frei, denn in den verborgenen Schichten des Worts offenbart sie das Gemeinsame. Die aus einer magischen Sprachauffassung stammende Sympathielehre wird dadurch aus dem Kontext des Glaubens und Aberglaubens gelöst, sie wird gewissermaßen säkularisiert, nicht jedoch entzaubert. Die Sprache behält somit ihre magische Beschwörungsfunktion, allerdings vollzieht sich diese nicht in einem Modus des Raunenden und Verklärend-Mystischen, sondern im Modus des Spielerischen. Das in alchemistischen Lehren zwischen den Dingen der Welt vorherrschende Konzept der Sympathie, von dem Alchemisten sich auch die Möglichkeit einer heilenden Einwirkung auf die Welt versprochen, wird durch die etymologische Aufklärung in die historische Dimension der Sprache verlegt. Die Grenzen zwischen den einzelnen Sprachen erweisen sich als fließend und durchlässig, selbst wenn dies nicht mehr wahrgenommen werden kann. Das Unterscheidende entpuppt sich als ein Oberflächenphänomen.

### **Absage an die Einstimmigkeit**

Die bisher erörterte Mehrsprachigkeit sowie deren Funktion in der Poetik Ilija Trojanows ist von der strukturellen im *Weltensammler* nicht zu trennen. Wie Bachtin im Zusammenhang mit dem Roman ausgeführt hat, durchdringt Mehrsprachigkeit den Roman als Gattung vollends, so dass die Auswirkungen dieser Mehrsprachigkeit in der Struktur eines Romans, in dem Mehrsprachigkeit eine grundlegende Rolle spielt, notwendig in diesem Kontext berücksichtigt werden müssen. So hat Stephanie Catani, ausgehend von der konsequent multiperspektivischen Gestaltung des *Weltensammlers*, bereits auf die radikale Unzuverlässigkeit des Erzählers hingewiesen und bemerkt, dass Trojanow durch die Wahl eines solchen Erzählverfahrens „die Fiktionalisierung der Geschichte zum Gegenstand des Erzählens“<sup>18</sup> mache. Dadurch würden „die Möglichkeiten eines glaubwürdigen, mit den Fakten übereinstimmenden Erzählers grundsätzlich“ (ebd.158)

18 Catani 2009, S. 158.

geleugnet und ein „Geschichtsbild generiert, das im Moment seiner narrativen Vergegenwärtigung stets neu entsteht“ (ebd. 159). Ein auf Mehrsprachigkeit begründeter, polyphoner Umgang – nicht nur – mit Geschichte ist in diesem Roman der einzig präsente.

Dies zeigt bereits die Anlage des Romans, der in drei relativ selbständigen Teilen drei Stationen aus dem Leben von Richard Burton aufgreift, und zwar seine Zeit als Offizier in Indien und im Sindh, seine Pilgerreise nach Mekka sowie seine mit John Hanning Speke unternommene Entdeckungsreise zu den Quellen des Nils. Alle drei Teile des Romans behandeln Möglichkeiten der Sicherung von Vergangenheit und stellen eine Auseinandersetzung mit dem ihr inhärenten Unklaren, Diffusen dar. Eingerahmt sind diese drei Stationen von einem Prolog und einem Epilog, in denen Burtons Ableben im Mittelpunkt steht. Die drei Teile des Romans sind im Roman ausdrücklich als Versuche der Rekonstruktion von Stationen aus dem Leben des Protagonisten gekennzeichnet. Das hierzu ausgewählte Verfahren steht allerdings in einem radikalen Gegensatz zum epischen Umgang mit der Vergangenheit im Bachtinschen Sinne, die in ihrem absoluten Sosein bloß episch-einsprachig abgebildet zu werden hat. Trojanows Roman baut die Vergangenheit als eine Mehrfacherzählung auf, die von den sie erzählenden Stimmen sowie den mit diesen Stimmen einhergehenden Horizonten nicht zu trennen ist, die im Roman aufeinanderprallen und in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen.

Dass es sich beim Erzählen von Vergangenheit auch um einen Kampf um die Vergangenheit handelt, bei dem man um höherer Interessen willen möglicherweise bewusst wider besseres Wissen agiert, wird im Prolog eindeutig vor Augen geführt und im Epilog wiederaufgenommen. Im Prolog wird Burtons gewissermaßen postmortale Zwangsrückkonversion geschildert, und zwar durch das auf ausdrücklichen Wunsch seiner Frau vollzogene „Sakrament für den Sterbenden“ (WS 14). Die Erteilung des Sakraments wird jedoch von den Bedenken des Priesters überschattet, ob denn Burton zuletzt überhaupt noch katholisch und ob das Sakrament sein eigener Wunsch gewesen sei. Besiegelt werden soll diese „letzte Verwandlung“ – so der Titel des Prologs – Burtons zur Eindeutigkeit hin durch die Verbrennung von Burtons Notizbuch, die vom Gärtner Massimo vollzogen werden soll. Dazu wird ein „Scheiterhaufen“ (WS 15) errichtet, auf dem das Notizbuch landet, worauf dann aus dem brennenden Notizbuch Szenen aus Burtons Leben aufsteigen. Burton erleidet also gleichsam einen zweifachen Tod, einen zur Unsterblichkeit der Seele, einen zu deren Wiedergeburt hin.

Diese doppelte Spannung zwischen dem Außenblick auf Burton und seiner angenommenen Selbstverortung auf der einen, aber auch der Burton selbst immanenten Spannung auf der anderen Seite wird den gesamten Roman prägen, was in seinem Gespräch mit einem Offizier zum Ausdruck kommt: „Ich gehe davon aus, Major, daß man verschiedenen Loyalitäten treu sein kann. Sie konstruieren einen unlösbaren Konflikt.“ (WS 202) Das Verhältnis von Vergangenheit und erschiebener Vergangenheit wird somit von Anfang an als ein dogmenbehaftetes charakterisiert. Der Umgang mit Vergangenheit wird eingeführt als der Versuch der Übersetzung von Mehrsprachigkeit in Einsprachigkeit. Thematisiert werden das Herr-Werden über das Vergangene sowie die dahinter wirkenden Mechanismen.

Zugleich werden die Grundlagen dieser Mechanismen ironisch gebrochen und unterwandert. Selbst der Glaubwürdigkeit und Vollständigkeit des am Anfang als sehr bedeutsam eingeführten Notizbuchs Burtons wird allmählich ihre Autorität in Bezug auf sein erzähltes Leben entzogen. Von Anfang an sind die Notizen dabei sprachlich nicht fixiert: „Anfänglich hatte er seine Notizen, die unverfäglich wie auch die geheimen, zwar auf englisch, aber in arabischer Schrift verfasst. Mit der Zeit [...] begann er, diese Vorsichtsmaßnahme zu missachten. Die Schrift nahm lateinische Form an.“ (WS 264) Sie sind in ihrer ursprünglichen Form unverständlich, unzuverlässig und unvollständig, er muss sie „dechiffrieren, die zerschnittenen Zettel zusammenkleben, die Beobachtungen in gebotener Länge aufzeichnen“ (WS 317). Unmittelbarkeit des Festhaltens durch Verschriftlichung ist selbst im unmittelbar Festgehaltenen nicht gegeben, von Anfang an tut sich eine Kluft zwischen der Vergangenheit und deren Vergegenwärtigung auf. Das Spiel mit der mangelnden Zuverlässigkeit persönlicher schriftlicher Zeugnisse findet seinen Höhepunkt darin, dass nach einem Erdbeben im afrikanischen Urwald die Notizen in den Händen von verspielten Affen enden, wonach sogar ein Notizbuch fehlt. Außerdem werden die Notizbücher feucht, was zu einem Verschwimmen der Schrift führt:

[D]ie Schrift ist verschwommen. Nicht überall, ein lesbarer Kern ist erhalten. Wie die Fäulnis, die eine Frucht von außen befällt, ist die Nässe an den Rändern eingedrungen, sie hat den Sinn der oberen und der unteren Zeilen verwischt, sie hat die letzten Buchstaben jeder Zeile zerbissen, etwa ein Drittel, und sein Eindruck bestätigt sich bei jedem Notizbuch, das er aufschlägt, ein Drittel seiner Beobachtungen, Nachforschungen,

Beschreibungen und Reflexionen ausgelöscht. Einen Teil würde er aus der Erinnerung rekonstruieren können, aber auch in der Erinnerung, das wußte er, verschwimmt die Schrift. (WS 449f.)

Das Bild vom erhaltenen Kern und dem verschwommenen Rand evoziert die Vorstellung der von einem festen Zentrum bestimmten Kultur, die an ihren Rändern zerläuft. Diese Vorstellung wird zugleich durch das Bild als eine Chimäre entlarvt, denn bei dieser Vorstellung handelt sich um eine auf der Wechselwirkung von Zufall, Spiel und Autorität des Schreibenden begründete Rekonstruktion. So ist auch das Verbrennen des Notizbuchs am Anfang des Romans eine Fährte, die sich im weiteren Verlauf des Romans als äußerst unsicher erweist, denn bei der Rekonstruktion von Burtons Leben kann es sich nicht um eine bloße Rekonstruktion des im Notizbuch Festgehaltenen handeln. Die vielbeschworene „Unantastbarkeit des Geschriebenen“ (WS 197) entpuppt sich somit als eine grundlegend dogmatische Konstruktion.

Die Vorstellung vom sich entziehenden Kern bildet so die Grundlage für den ganzen Roman. Allen drei Teilen liegt die im Endeffekt erfolglose Suche nach einem sich entziehenden Kern, nach dem Urtext, nach der Quelle bzw. nach dem Ursprung, die gewissermaßen einen einsprachigen, monophonen Zugang zur Welt begründen würden. In allen drei Teilen bleibt diese Suche vordergründig erfolglos, wohl ganz im Sinne Burtons, dessen Grundüberzeugung am Ende des Romans zum Ausdruck kommt, allerdings wieder vermittelt, durch die Worte eines augenzwinkernden Bischofs: „Daß wir suchen wollen, natürlich, aber auf gar keinen Fall finden. Genau das habe er sein Leben lang getan, sagte er“ (WS 466). Allen drei Teilen ist die Suche nach dem Menschen Francis Burton gemeinsam, in allen drei Teilen wird der Versuch unternommen, den Menschen Burton zu fassen, dieser entzieht sich jedoch bis zum Ende, was stellvertretend für alle Erzähler im Roman Sidi Mubarak Bombay zusammenfasst, wenn er sagt: „[D]ieser Bwana Burton, er war mir ein Rätsel von Anfang an, er ist mir ein Rätsel geblieben“ (WS 404). Diese Rätselhaftigkeit ist bedingt durch die Unmöglichkeit der Zurückführung der Vielfalt auf Einklang. Darüber hinaus stellt die Pilgerreise nach Mekka im zweiten Teil den Versuch einer religiösen Annäherung an ein metaphysisches Sinnzentrum, die Suche nach der Nilquelle die metaphorische Suche nach einem Ursprung dar.

Der erste Teil des Romans nimmt jedoch im Kontext einer formalen Verwirklichung von Mehrsprachigkeit als Polyphonie einen besonde-

ren Stellenwert ein. Dies zeigt bereits der parataktische Titel *Die Geschichten des Schreibers des Dieners des Herren*. Dieser Titel stellt die Polyphonie des Erzählens bereits am Anfang unmissverständlich fest. Ein Erzählstrang, der biographische, ist dann Burton und seiner Zeit in Indien und Sindh gewidmet, der andere, poetologische, befasst sich in gewissem Sinne mit der Aufklärung des Titels, wobei die zwei Stränge miteinander verzahnt sind. Beide sind insofern gleichwertig, der poetologische Strang steht dem biographischen keineswegs nach. Die Thematisierung der Entstehung des Textes erweist sich als gleichwertig wie der Text selbst und ist von ihm nicht zu trennen. Der poetologische Strang erzählt somit die Geschichte der Entstehung von parataktischer Mehrsprachigkeit und Polyphonie.

Darin sucht Naukaram, der des Schreibens unkundige ehemalige Diener von Burton, einen Lahiya, einen öffentlichen Schreiber, auf, damit dieser ihm einen Empfehlungsbrief verfasst. Er erzählt ihm zu diesem Zweck von seiner Zeit mit seinem einstigen Herrn. Vordergründig steht also eine zweckgebundene Rekonstruktion der Vergangenheit im Mittelpunkt des Erzählens. Naukaram ist jedoch kein geübter Erzähler, so dass das Geschriebene stets im Zusammenspiel zwischen Naukaram und dem Lahiya entsteht. In ihrer Zusammenarbeit werden somit auch das Wechselverhältnis von mündlichem und schriftlichem Erzählen sowie die jeweils zugrunde liegenden Gesetzlichkeiten als Thema aufgeworfen. Je länger jedoch ihre Zusammenarbeit dauert, desto mehr gerät für den Lahiya der eigentliche Anlass seiner Arbeit in den Hintergrund. Mit den Ausführungen seines Wortgebers unzufrieden, „blieb ihm, dem Lahiya, nichts anderes übrig, als das Ausgesparte einzufügen. Es war seine Pflicht zu vervollständigen.“ (WS 124) Es wird zunehmend klarer, dass der Lahiya in seiner Arbeit immer freier verfährt. Der Empfehlungsbrief entwickelt sich immer mehr zu einer Erzählung, in der die Erzähllogik die Wirklichkeit verdrängt, was auch Naukaram nicht verborgen bleiben kann: „Sie haben mein Leben auf den Kopf gestellt.“ (WS 82) Das Abweichen von der Wirklichkeit wird vom Lahiya dabei mit einem Wahrheitsanspruch gekoppelt: „Das ist wahre Gewissenhaftigkeit, dachte er, die Geschichte zur Wahrheit zu verfälschen.“ (WS 126)

Parallel dazu gewinnt die Erzählung allmählich Macht über den Schreiber. Der Schreiber gerät in Abhängigkeit vom Erzählen. Er, der anfangs von Naukaram für das Schreiben bezahlt wurde, gibt am Ende dem Diener Geld, damit dieser ihm seine Geschichte zu Ende erzählt. Nicht nur die Zweckgebundenheit des Schreibens, auch die

institutionellen Beziehungen zwischen den Akteuren werden so durch das Erzählen untergraben. Das Erzählen entfernt sich jedoch nicht nur von der Vorlage Naukarams, es scheint sich auch zunehmend von den Absichten des Lahiya zu lösen und ein Eigenleben zu entwickeln. Es verfährt immer mehr nach einer ihm inhärenten Logik, die sich mit dem Begriff der Autopoiesis umschreiben ließe. Die Loslösung des Textes von seinem Urheber wird zusätzlich betont durch die Entscheidung des Lahiya, die Erzählung von seiner Frau beenden zu lassen, und zwar „[a]us alter Tradition. So wie kein Mensch das gesamte Mahaabhaarata lesen sollte“ (WS 198). Es handelt sich hierbei um einen unmissverständlichen Verzicht auf eine monophon ganzheitsschaffende Autorschaft. In den Vordergrund drängt sich das Werk selbst, es „überragte ihn [Lahiya], mächtig und fremd, als sei es nicht aus ihm heraus entstanden, als habe er nicht alles gelenkt“ (WS 197). Eine ähnliche Erfahrung im Zusammenhang mit seinem eigenen Erzählen schildert auch Sidi Mubarak Bombay im dritten Teil des Romans, wenn er sagt: „[M]anchmal überkommt mich der Verdacht, meine Worte hätten meine Schritte überholt, meine Berichte von den Ereignissen hätten die Ereignisse in den Schatten gestellt“ (WS 428). Sein autopoetisches Leistungsvermögen gewinnt das Erzählen dabei auch aus dem beständigen Zusammenfluss verschiedener Entitäten. Zweckgerichtetes Schreiben verwebt sich mit einem vordergründig zweckentbundenen. Das mündliche Erzählen Naukarams steht in einem spannungsgeladenen Wechselspiel mit dessen Verschriftlichung durch den Lahiya. Wirklichkeit und Fiktion durchdringen sich immerwährend. Biographisches und autobiographisches Erzählen fließen ineinander, denn Naukaram kann über Burton nicht erzählen, ohne über sich selbst zu erzählen. Dadurch wird auch die Festlegung einer klaren Hauptfigur erschwert, weil sich die erzählenden Figuren auch als Hauptfiguren aufdrängen. Bei Sidi Mubarak Bombay wird das zusätzlich dadurch verstärkt, dass er als „afrikanisches Pendant des Protagonisten“ aufgebaut ist, so dass die „Gegensätze und Gemeinsamkeiten ihrer Lebensgeschichten [...] eine Art spiegelbildliche Konvergenz [ergeben].“<sup>19</sup> Überdies zerfließen die Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Demzufolge erscheint – nicht nur – der erste Teil des Romans als ein konsequenter Versuch des Erzählens von den Rändern her. Die Ränder konstituieren diesen Roman, und nicht ein wie auch immer geartetes Zentrum. „[D]urch die Hölle zu marschieren, um an ein Ziel zu gelangen, von dem keiner genau wuß-

19 Bay 2009, S. 138.

te, wo es war, wie es war, was es war“ kann somit in diesem Roman als nichts anderes als „Wahn“ (WS 356) bezeichnet werden.

Für das Erzählen selbst bedeutet dies die absolute Unzurückführbarkeit auf Monophonie, auf Einsprachigkeit, auf einen wie auch immer aufgefassten Urtext. Bachtins Ausführungen zu Dialogizität und Polyphonie scheinen hierbei auf die Spitze getrieben worden zu sein. Die Rekonstruktion der Vergangenheit im Roman ist als eine gesteigerte Polyphonie aufgebaut, in der die Stimmen von Naukaram und dem Lahiya nicht bloß nebeneinander existieren, sondern im Erzählten vielmehr unlöslich miteinander verschmelzen, mit allen ihren Standpunkten, Wertungen und Akzenten. Für das Festhalten von Vergangenheit erweist sich Mehrsprachigkeit somit als fundamental, denn ausschließlich in der Mehrsprachigkeit öffnet sich der Zugang zum Erzählen und somit auch zur Welt, mit all ihren Spannungen, die dadurch oftmals erst artikulierbar werden. Gleichzeitig entfaltet eine so aufgefasste Mehrsprachigkeit im Erzählen ihr volles subversives Potenzial. „Es ist eigentlich einfach, für jeden, der hören kann.“ (WS 20)

### Quellenangaben

- Bachtin, Michail: Die Ästhetik des Wortes. Aus dem Russischen übers. v. Rainer Grübel u. Sabine Reese. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1979.
- Bachtin, Michail: Epos und Roman. Zur Methodologie der Romanforschung. In: Ders.: Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik. Aus dem Russischen übers. v. Michael Dewey. Frankfurt am Main: Fischer Verlag 1989, S. 210-251.
- Bay, Hansjörg: Going native? Mimikry und Maskerade in kolonialen Entdeckungsreisen der Gegenwartsliteratur (Stangl; Trojanow). In: Hamann, Christof / Honold, Alexander (Hg.): Ins fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen. Göttingen: Wallstein Verlag 2009, S. 117-142.
- Catani, Stephanie: Metafiktionale Geschichte(n). Zum unzuverlässigen Erzählen historischer Stoffe in der Gegenwartsliteratur. In: Hamann, Christof / Honold, Alexander (Hg.): Ins fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen. Göttingen: Wallstein Verlag 2009, S. 143-168.
- Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Berlin: Dietrich Reimer Verlag 1985.
- Gramling, David: Einsprachigkeit, Mehrsprachigkeit, Sprachigkeit. In: Dembeck, Till / Parr, Rolf (Hg.): Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2020, S. 35-44.
- Holdenried, Michaela: Zur Poetik des Törlü Gjuvetch. Polyglossie im postkolonialen Kontext am Beispiel von Ilija Trojanows *Der Weltensammler*. In: Komparatistik online. Nr. 2/2014: Polyglotte Texte. Online verfügbar unter [https://www.komparatistik-online.de/index.php/komparatistik\\_online/article/view/149/109](https://www.komparatistik-online.de/index.php/komparatistik_online/article/view/149/109) [Zugriff am 21.08.2023].
- Honold, Alexander: Ankunft in der Weltliteratur. Abenteuerliche Geschichtsreisen mit Ilija Trojanow und Daniel Kehlmann. In: Neue Rundschau 118 (1/2007), S. 82-104.
- Hoskoté, Ranjit / Trojanow, Ilija: Kampfabgabe. Kulturen bekämpfen sich nicht – sie fließen zusammen. Aus dem Englischen übersetzt von Heike Schlatterer. München: Blessing Verlag 2007.

- Priesner, Claus: Die Welt im „Licht der Natur“ – Überlegungen zum Schöpfungsverständnis von Paracelsus. In: Strosetzki, Christoph (Hg.): Gesundheit und Krankheit vor und nach Paracelsus. Wiesbaden: Springer Verlag 2022, S. 1-23.
- Trojanow, Ilija: Die Welt ist groß und Rettung lauert überall. München: Carl Hanser Verlag 1996.
- Trojanow, Ilija: Der Weltensammler. München: Carl Hanser Verlag 2006.
- Trojanow, Ilija: Nomade auf vier Kontinenten. Auf den Spuren von Sir Richard Francis Burton. Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2007.
- Trojanow, Ilija: Der entfesselte Globus. München: Carl Hanser Verlag 2008.
- Trojanow, Ilija: Nach der Flucht. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2017.
- Trojanow, Ilija: Die Doppelzüngigkeit der Sprache. Detmold: Literaturbüro Ostwestfalen-Lippe 2018.
- Yildiz, Yasemin: Beyond the mother tongue. The postmonolingual condition. New York: Fordham University Press 2012.